

Nr. 225. Bromberg, den 3. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(4. Fortsetzung.) ——

8. Kapitel.

Es schien eine lange, wilde Fahrt durch das Dunkel, in Wirklichkeit aber verging nur eine halbe Stunde, ehe der Wagen aus den von Sturm und Regen gepeitschten Sümpfen in die steingepflasterte Straße des Kirchdorfes bog. Einige Minuten später hielt er, und der Chauffeur sagte in Cornwallscher Mundart zu Herrn und Frau Pendleton, hier sei Dr. Ravenshaws Haus.

Abseits von der Straße lag ein steinernes, viereckiges Gebäude hinter weißer Umzäunung. Sie schritten durch den Vorgarten und läuteten an der Glocke. Eine mürrische Magd öffnete, führte sie in ein kleines Zimmer nächst der Halle und verschwand, um sie bei ihrem Herrn zu melden.

Dr. Ravenshaw erschien sofort. Der rasche Blick, mit dem er seine Gäste maß, verriet Überraschung. Er bat sie, Platz zu nehmen, und wartete, um von ihnen die Ursache ihres späten Besuches zu erfahren. Frau Pendleton war gewöhnt das Wort zu ergreifen, und begann daher unmittelbar:

„Ich nahm mir die Freiheit, meiner Nichte wegen Ihren Rat erbitten zu kommen, Doktor. Sie hörten, was mein Bruder heute nachmittag sagte?“

Ohne zu sprechen, neigte Dr. Ravenshaw das Haupt, als erwarte er, daß sie fortfahre.

„Da Sie meines Bruders Freund sind — — —“

„Sein Freund wohl kaum“, unterbrach er sie. „Unsere Bekanntschaft ist doch zu kurz, um diese Bezeichnung zuzulassen.“

„Aber Sie haben meines Bruders Vertrauen, Doktor,“ fuhr sie fort, „Sie waren heute nachmittag bei unserer Familienberatung zugegen. Deswegen kam ich zu so später Stunde nochmals zu Ihnen. Mein Mann und ich reisen morgen früh nach London zurück, und ich hätte keine andere Gelegenheit. Ich überdachte nochmals alles, was mein Bruder heute nachmittag sprach, und ich bin meiner Nichte wegen sehr besorgt.“

Er nickte zustimmend, und dies ermutigte sie, fortzufahren.

„Ich habe den innigen Wunsch, zu verhüten, daß meines Bruders Eheskandal nach so vielen Jahren ans Licht kommt. Mir scheint, daß Robert beschloß, die Wahrheit zu verbreiten, ehe er sich aller Folgeumstände dieses Schrittes bewußt war. Er vergaß, daß er vom Augenblick an, da er den Adel wiedererhält, der Wachsamkeit der Menge verfallen muß. Ist er der Träger eines alten Namens, so wecken seine Angelegenheiten öffentliches Interesse. Deshalb wäre jene Geschichte von Sisilys Mutter so schrecklich für uns alle und besonders für Sisily.“

„Ich dächte doch, Ihr Bruder müßte das alles vorausgesehen haben“, meinte Dr. Ravenshaw nach kurzer Pause.

„Ich glaube nicht, daß Robert es sich vor Augen hielt“, fiel Frau Pendleton eifrig ein. „Er ist ein weltfremder Mensch und hat seine eigene Anschauung. Sein ganzes Leben war der Rückgewinnung des Adelstitels geweiht. Seit seiner Knabenzeit hatte er keinen anderen Gedanken. Er hat keine Ahnung davon, wieviel Staub die Geschichte seiner Ehe aufwirbeln müßte, wenn sie bekannt würde. Auch ich erkannte das erst später. Da entschloß ich mich, Sie aufzusuchen und um Ihren Beistand zu bitten.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß es besser wäre, die Sache würde jetzt, nach so vielen Jahren, nicht bekannt. Wie aber könnte ich Ihnen beistehen?“

Sie hatte diese Frage erwartet und ging nun daran, ihren Plan zu entwickeln.

„Es muß geheimgehalten werden“, sagte sie nachdenklich, „Robert muß es Sisilys wegen durchführen. Es ist mir hauptsächlich um sie zu tun. Mädchen sind eigenartig, ganz anders als Knaben. Es wäre nicht so arg, wenn sie ein Junge wäre. Der ändert seinen Namen und wandert aus, geht auf eine Farm und vergißt die Vergangenheit. Bei einem Mädchen steht die Sache anders. Von der seelischen Erschütterung ganz abgesehen, würde diese Geschichte Sisilys Leben zerstören, ihr keine günstige Heirat ermöglichen. Klatsch würde entstehen. Ich glaube, das Ganze könnte zu Roberts Zufriedenheit auch anders geregelt werden.“

„Was schlagen Sie vor?“

„Sisily müßte davon verständigt werden, daß ein Hindernis besteht, welches sie von der Nachfolge ausschließt. Robert hat sie nicht zur anspruchsvollen Erbin erzogen. Er war niemals nett zu dem armen Kind. Er hatte davon geträumt, daß ein Sohn ihn beerben werde. Sisily kann ihrer illegitimen Geburt wegen die Erbfolge nicht antreten. Doch ist es nötig, dies allgemein bekanntzumachen? Könnte sie nicht eine Abmachung unterschreiben, in welcher sie gegen einen Teil von meines Bruders Vermögen auf ihre Rechte verzichtet?“

„Ich bezweifle, daß das Gesetz die Gültigkeit dieser Vereinbarung anerkennen würde.“

„Das Gesetz sollte erkennen, daß hier das edelste Motiv mitspielt: der Wunsch, einem unschuldigen Mädchen ein Geheimnis vorzuenthalten, das sein Leben verdüstern würde“, entgegnete Frau Pendleton voller Entschiedenheit.

„Ich hatte dies alles nicht von diesem Gesichtspunkte betrachtet“, gab Dr. Ravenshaw mit leichtem Kopfnicken zu. „Doch es könnte versucht werden, — immerhin, es könnte versucht werden.“ Er stand vom Sessel auf und ging nachdenklich im Zimmer auf und nieder.

„Wäre es zu spät dafür?“ fragte sie.

Nachdenklich blickte er sie an.

„Wofür zu spät?“

„Meinen Bruder zu bewegen, daß er seinen Sinn ändert.“

„Er wird seinen Sinn kaum ändern.“

„Das,“ entgegnete Frau Pendleton, „bleibt abzuwarten. Ich will ihn heute abend noch aufsuchen, ehe es zu spät ist.

Um Sisilys willen bitte ich Sie, mit mir zu kommen und auf ihn einzuwirken."

„Ein Einspruch, wie Sie ihn vorschlagen, könnte nur von einem Familienmitglied kommen", entgegnete Dr. Ravenshaw. „Das ist eine Angelegenheit, in die ich lieber nicht verwickelt sein will. Brauchen Sie Beistand, so möchte ich Sie daran erinnern, daß zwei Ihrer nächsten Verwandten, — Ihr anderer Bruder und sein Sohn — vorübergehend hier im Orte wohnen, gar nicht weit von hier. Warum nicht zu ihnen gehen?"

Mit bezaubernd fraulicher Gebärde entledigte Frau Pendleton sich bildlich der anderen Familienmitglieder. „Ich denke nicht im Schlaf daran, zu Austin zu gehen", sagte sie in bestimmtem Ton. „Er würde meinen Plan nicht gut heißen und Robert würde ihn auch nicht zu Wort kommen lassen. Auf Sie aber würde er hören, das weiß ich sicher. Deshalb kam ich auch zu Ihnen." Sie erhob sich. „Kommen Sie, Doktor, ich mißbrauchte Ihre Güte schon so lange, doch erweisen Sie mir noch diesen Gefallen."

„Es ist ein wenig spät für einen Besuch", antwortete er.

„Es ist erst halb zehn Uhr", sagte sie nach einem Blick auf die Armbanduhr. „Mein Bruder sitzt bis spät Nachts über seinen Büchern und Dokumenten. Ich will alle Verantwortung für den Besuch auf mich nehmen. Ich will Robert sagen, daß ich Sie buchstäblich mit mir zerren mußte, und er wird verstehen, daß das nur heute abend geschehen konnte, ehe wir nach London reisen. Kommen Sie, Dr. Ravenshaw. Der Wagen wartet."

Er sah auf seine Uhr.

„Gut, gnädige Frau", willigte er ein. „Ich begleite Sie. Einen Augenblick, bitte — ich hole meinen Mantel."

Gleich darauf kam er zurück und sie traten vor das Haus, wo der Wagen wartete.

9. Kapitel.

Einige Minuten darauf hielt der Wagen vor dem alten Haus auf den Klippen. Der Sturm hatte nachgelassen, doch immer noch schäumte das wütende Meer unter tiefschwarzem Gewölk. Schwacher Schein aus einem vorderen Fenster warf etwas Licht auf den Kiesweg, der zum Haupteingang führte.

Frau Pendleton klopfte. Schnell wurde die Tür halb geöffnet und Thalassas Stimme sprach von innen.

„Wer ist da?"

„Frau Pendleton, Herrn Turolds Schwester", war die Entgegnung.

„Lassen Sie uns ein, Thalassa."

Nun öffnete die Tür sich weit und Thalassa stand vor ihnen. Beim Scheine seiner Handlampe sahen sie, daß er zum Ausgehen gekleidet war und einen Hut auf dem Kopfe trug.

„Wie gut, daß Sie kamen", sagte er zu Dr. Ravenshaw, „gerade Sie wollte ich eben holen!"

Es lag etwas Seltsames in seiner Art, und der Arzt warf einen raschen Blick auf ihn. „Was ist mit Ihnen los, Mensch? Ist etwas geschehen?"

„Das weiß ich eben nicht. Doch ich befürchte es fast, bei Gott, ich befürchte es fast."

Heiser brach seine Stimme, und mit abgewandtem Blick stand er vor den drei Menschen, die ihn verblüfft betrachteten. Frau Pendleton trat rasch ein und ergriff seinen Arm.

„Was gibt es, Thalassa? Ist meinem Bruder etwas geschehen?"

„Aus seinem Zimmer kam heftiger Lärm, wie wenn etwas Schweres niedergefallen wäre, dann war Totenstille. Ich lief hinauf und rief — und versuchte, die Tür zu öffnen, doch ich konnte es nicht."

„Warum versuchten Sie nicht, die Tür zu erbrechen?" fragte Dr. Ravenshaw.

„Das wäre mir nicht zugekommen", war die brummige Antwort. „Ich weiß, was mir ziemt. Ich wollte eben nach St. Fair, um Sie und seinen Bruder zu holen."

„Wie lang ist es her, daß es geschah, — ich meine, daß Sie den Krach hörten?"

„Nicht lange bevor Sie kamen."

„Leuchten Sie uns sofort hinauf, Thalassa", sagte Frau Pendleton scharf.

„Gnädige Frau, wollen Sie nicht unten warten, während wir nachsehen?" schlug Dr. Ravenshaw vor.

„Nein", entgegnete sie entschlossen, „ich gehe mit Ihnen, Doktor. Robert könnte mich brauchen. Zögern wir nicht länger."

Sie schlüpfte an ihm vorbei, zu Thalassa, der die Treppe emporstieg, Dr. Ravenshaw eilte ihr nach. Herr Pendleton nahm sichtlich allen Mut zusammen und folgte als letzter. Unstet flackerte die Lampe in des Dieners Hand.

„Sein Schlafzimmer ist geöffnet und leer", sagte Thalassa, als sie im oberen Flur standen. „Sehen Sie!" Er wies nach der offen gähnenden Tür und zeigte dann die geschlossene gegenüberliegende. „Dort ist er." Seine Stimme dämpfte sich zum Flüstern. „Dorther kam der Lärm." Er stellte die Lampe nieder und pochte zögernd an die geschlossene Tür. Dann klopfte er lauter. Doch keine Antwort kam. Tief unter ihnen hörten sie das feierliche Rauschen der See, die an die Klippen schlug. Aus dem geschlossenen Zimmer aber drang kein Laut.

„Robert, Robert!" Wie plötzlicher schriller Glockenklang gellte Frau Pendletons Ruf durch die unheimliche Stille. „Klopfen Sie nochmals, Thalassa, lauter, sehr laut!"

Thalassa näherte sich wieder der Tür, fuhr aber rasch zurück. „Allmächtiger Gott!" rief er heiser, „was ist das?"

Sie sahen in die Richtung, die sein Finger wies. Dünne, dunkle Tropfen sickerten träge unter der Tür hervor. Prüfend neigte sich Herr Pendleton darüber, richtete sich aber gleich wieder auf.

„Hier ist etwas geschehen", sagte er bleich.

„Wie konnte jemand eindringen?" fragte Thalassa trübe. „Die Tür ist von innen versperrt und vom Fenster aus geht es zweihundert Fuß hinab bis zum Gipfel der Klippen."

„Um Himmels willen, höret auf zu sprechen und tut etwas", schrie Frau Pendleton hysterisch. „Mein armer Bruder kann inzwischen sterben." Sie rüttelte an der Türklinke. „Robert, Robert, was hast du denn? Laß mich ein, — ich bin es, — Constance."

„Wir müssen die Tür aufbrechen", sagte Dr. Ravenshaw. „Mit bleichem Gesicht sah Herr Pendleton zu, ohnemen Sie, Thalassa, wir beide zusammen."

Der Arzt und der Diener stemmten ihre Schultern gegen die Tür. Mit bleichem Gesicht sah Herr Zendleton zu, ohne den beiden zu helfen. Beim vierten Anprall splitterte Holz, das Schloß gab nach und die Tür flog auf.

Sie lugten hinein. Zuerst war nichts zu sehen. Das Licht der Hängelampe war kleingeschraubt und das Zimmer lag im Schatten. Dann unterschieden sie einen dunklen Umriß auf dem Fußboden zwischen Tisch und Fenster, — die Gestalt eines Mannes, der quer über dem Teppich lag mit ausgestreckten Armen und nach unten gekehrtem Gesicht, und dessen gestreckte Finger nach einem dunklen, schweren Gegenstand griffen, der zwischen Kopf und Arm lag.

Thalassa überschritt die Schwelle und drehte mit zitternder Hand die Hängelampe auf. Der Lichtschein fiel auf Robert Turold, der steif im Zimmer lag. Bei diesem Anblick stieß Frau Pendleton einen lauten Schrei aus und wollte zu ihrem Bruder hinübereilen.

„Zurück, gnädige Frau!" rief Dr. Ravenshaw und stellte sich ihr in den Weg. „Ich hatte Sie ersucht, nicht heraufzukommen. Herr Pendleton, führen Sie Ihre Frau sofort weg!"

Doch Herr Pendleton in seiner ängstlichen Einfalt war nicht fähig, diesen Befehl in die Tat umzusetzen. Er starrte nur stumpf vor sich hin. „Nein, nein, lassen Sie mich hier, ich will ruhig sein", bat Frau Pendleton. „Ist — ist er tot, Doktor?"

Dr. Ravenshaw ging in die Mitte des Zimmers zurück, neigte sich über den Liegenden und befühlte sein Herz. Stand gleich wieder auf den Füßen und wandte sich dem Ehepaar zu:

„Hier ist leider nichts zu machen, gnädige Frau. Ihr Bruder ist tot!"

„Tot — Robert tot?" Ihr schreckerfüllter Blick suchte sein abgewandtes Gesicht, und weiblicher Instinkt erriet, was er zu verbergen trachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Schölers Kinder.

Skizze von Max Bittrich.

An einem warmen Abend um Pfingsten, als die weißen Wolken am blauen Frühlingshimmel blühten und die Lokomotive ihren Dampf eben so weiß ihnen lustig entgegen pustete, grüßten mich an der Bahnstrecke lauter blühende Bäume. Und da der Zug einige Minuten an einem fremden Bahnhof, weit von meinem Reiseziel, verschnaufte, sah ich eine strotzend grüne Kastanienallee ihre leuchtenden Kerzen zum alten Städtchen hinab tragen.

Langer Fahrt überdrüssig, sprang ich aus dem dumpfen Wagen: Übernachte hier, wo du vor Jahrzehnten einige Tage weiltest! Bummle durch traute Gassen! Sitze am Kirchplatze unter der Gasthauslaube beim schillernden Wein, bis die Nachtglocke zur Ruhe mahnt! rief ich mir zu.

Was auch mochte Freund Emil Schöler noch treiben? Er, der schon als Knabe ein verträumter Sonderling war, als junger Kaufmann unsern Freundschaftskreis verlassen hatte, um sich hier in dieser Stadt am Oberrhein festzusetzen, Großkaufmann zu werden, zu heiraten.

Vom Tode seiner Frau hatte ich inzwischen erfahren. Schöler war nachher ein spröder, verstummender Briefschreiber geworden. Wo mochten seine beiden Kinder gelandet sein? Suchen wir ihn morgen, vor der weiteren Reise, auf!

Im Gasthaus zum Bären walteten tüchtige Menschen, sie tafelten mir einladend auf, und vom Stammtisch grüßten mich unterhaltende Gespräche der vom Tagewerk ausruhenden Bürger. Die Zeit flog. Die Gäste schieden. Als ich mit den letzten vor das Tor trat, um vor meiner Nachtruhe noch einen Blick auf die schweigende graue Kirche und zum Himmel zu lenken, lächelte der Mond auf eine ergreifend ruhige Welt. Es war eine Nacht, in der man leise spricht — so silberhell und tiefschwarz lag sie auf Türmen, Dächern, Gassen.

Gedämpften Tones plauderte ich mit dem Wirt, der ein Weilchen zu mir trat, um Luft zu schöpfen. „So, so", knüpfte er an eine Mitteilung bei meinem Eintreffen an, „Herrn Schöler wollen Sie morgen besuchen? Wenn Sie Glück haben, können Sie ihn noch heute treffen."

„In der Nacht?"

„Nur nachts geht er noch aus, so lange ich an ihn zurück denken kann. Er läuft in der Finsternis zehnmal durch die Straßen und um den Kirchplatz und verschwindet stumm in seiner Behausung. Um elf Uhr taucht er gewöhnlich auf und zieht langsam dahin, bleibt auch mal ein bißchen auf einer Stelle. Ja, so geht's!"

Damit trat der Bärenwirt unter sein Dach. Ich aber wollte ausharren, und mir war in der fremden Verlassenheit feierlich genug zu Mute.

Und siehe, zu Beginn der zwölften Stunde zeigte sich die Gestalt eines Mannes, der den Platz mehrfach bedächtig umkreiste, einmal das Gesicht der funkelnden Sternensaat zukehrte, leicht gebückt weiter stapfte.

Er näherte sich mir wiederum. Da schnitt ich seinen Pfad, streifte den Wanderer wie zufällig, entschuldigte mich. Als er sich nach undeutlicher Antwort entfernen wollte, blickte ich ihm ins Gesicht: „Verzeihung, Sie haben etwas an sich, das mich an einen lieben Freund erinnert. Sind Sie — Emil —"

„Emil Schöler, ja. Und Sie? Ach, freilich, Menschenskind, was bringt dich zu nachtschlafender Zeit hierher?" forschte er und schob mir seinen Arm zu.

„Was treibst du, Schöler? Wie geht's deinen Kindern?" fragte ich. „Ich habe eine längere Reise bis morgen unterbrochen, hätte gern gewußt —"

„Die Kinder? Blühen! Du willst sie bei mir begrüßen? Morgen ist Markttag", erwiderte er hastig. „Bis Mittag nimmt mich Landkundschaft in Anspruch, doch zum Kaffee komm, um drei Uhr!" — —

Heiter empfing er mich am anderen Tage im Wohnraum, der uns patrizierhaft umschloß mit seinen gediegenen Möbeln, den gedunkelten Gemälden, dem blanken Parkett.

„Ich habe im Garten decken lassen", unterrichtete mich Schöler.

„Vortrefflich! Auch für deine Kinder?"

„Du wirst staunen, wie hochgewachsen sie sind, wie sie in Blüte stehen, singen. Ach, mein lieber alter Guter!" Was bedeutete der wehe Klang seiner Stimme?

Draußen empfing uns ein weiß gedeckter Tisch unter zwei großen, blühenden Apfelbäumen, in denen Bienen summten, Finken ihr Lied schmetterten.

Schöller forderte mich auf, zuzugreifen, und wir waren fröhlich mit einander. Ich blieb eifrig bestrebt, ihn in der Heiterkeit festzuhalten, und er erzählte mir von seinen Geschäften, fragte mich nach hundert Einzelheiten meines Lebensgangs, bis ich — der Abendschein lag auf den Gipfeln der Birken an der Gartenmauer — vor dem Abschied nochmals einen Anlauf nahm zur Frage nach seinen Kindern.

Da zuckte sein Antlitz; er atmete mühsam. „Du mußt die Wahrheit erfahren, bevor du gehst. Erschrick nicht! Schau dir diese beiden Apfelbäume nochmals an, die uns Gesellschaft geleistet haben mit Duft und Gesang. Denn diese beiden Bäume, das sind meine Kinder, sind's geworden, sind die Nachfolger jener, die du einstmals bei mir trafst."

„Schöler!"

„Es ist so. Die du kanntest, sind der Mutter bald gefolgt. Frage nicht weiter. Als beide noch lebten, pflanzte ich mit ihnen zu ihrer Freude diese Bäume, und jedes Kind pflegte einen. Baum und Kind verwuchsen förmlich, und wir belegten jeden Stamm mit dem Namen eines der Kinder. „Der Hubert blüht!" riefen wir. „Dorchen bringt uns in diesem Jahre die lachendsten Früchte!"

Erschüttert hörte ich dies Bekenntnis.

„Siehst du", sprach er weiter, „so sind die beiden einst rasch von mir gegangen, und doch ist ihr Andenken vor mir ständig gewachsen; so haben sie sich vor mir entfaltet, meine Stammhalter, als Erben all meiner Liebe. In jedem Jahre aufs neue geben sie mir Zeugnis ihrer Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Verschenkungssucht. Sieh nur, wie Dorchen bei meinem Lobgesang mädchenhaft hold errötend auf uns blickt, und wie Hubert stolz sein Haupt hebt. Keusche Blüte, lachende Frucht sind sie mir beide, diese Nachkommen, und wenn dir meine Vaterschaft trotz allem nicht völlig einleuchtet, so betrachte die beiden meinethalben nur als seitenverwandt, als Seitenzweige, als angenommene Kinder. Mir sind und bleiben sie mehr."

Ich nahm wahr, wie in seinem Auge etwas wetterte, das er jetzt wohl nur mühsam niederzwang — und ich umarmte ihn und spürte nach raschem Abschied noch lange seinen Händedruck, — die Hand und das Wort eines Mannes, dessen Heldentum mir fortleuchtet in Gesellschaft prachtvoller Wunder unserer Erdenwelt.

Der tragische Konflikt.

Skizze von Fedor v. Zobeltitz.

Doktor Herbert Bauer, praktischer Arzt, und Dorothee Zellmann, Tochter eines verabschiedeten Offiziers, hatten sich aus Liebe geheiratet. Sie konnten sorgenlos leben, und so hub denn die junge Ehe in völligem Einklang an. Es war nur etwas dabei, das Dorothee als störend empfand: er hatte eine umfangreiche Praxis, und infolgedessen war sie tagsüber meist auf sich selbst angewiesen. Freilich las sie viel, natürlich auch die zahlreichen modernen Sachen, die sich mit Eheproblemen und sexualethischen Fragen beschäftigen — die fand sie in der Bibliothek ihres Gatten —, und massenhaft Romane, die fast allesamt ähnliches behandelten. Das lag nun einmal in der Zeitströmung.

Sie las gern derlei Geschichten, weil sie mancherlei Wahres in ihnen zu entdecken meinte, und auch das Übertriebene fand in ihrem romantischen Köpfchen Einlaß und Zustimmung. Nun lernte sie einmal einen Patienten ihres Mannes kennen, keinen Schwerkranken, einen hübschen jungen Schriftsteller, dessen gutgeschriebener Erstlingsroman ein gewisses Aufsehen erregt hatte. Er schilderte das Erleben einer jungen Frau, die sich in ihrer Ehe vernachlässigt fühlt und zu dem Entschlusse kommt, kraft ihres Selbstbestimmungsrechts einen Ausweg ins Freie zu finden.

Bei einem Besuch des Schriftstellers, der den schönen Vornamen Immo führte, unterhielt sie sich angeregt und streitlustig mit ihm über sein Buch. Immo war ein ganz feiner Kopf und besaß auch eine große rednerische Begabung. Er sprach unermüdlich, und in gefälligen Wendungen verstand er seine Ansichten zu verteidigen, bis zum Unbedingten: völlige Freiheit der Frau wie dem Manne!

Er kam öfters. Dorothee verbiß sich in sein Zielbewußtsein und seine heißblütige Bestimmtheit, er war auch bei

aller Hochspannung von liebenswürdigem Wesen. Ihn wieder lockte, sozusagen berufsmäßig, das kleine Rätsel ihres weißen Seelchens, das einen netten Vorwurf für eine „tief schürfende" Studie geben konnte. Er versüßte ihren Nachmittagstee durch die Allgewalt seines umherstreuenden Geistes, las ihr Lyrisches vor, brachte ihr Blumen und Bücher, wurde ihr unentbehrlich, bis ihre Anziehungskraft als psychologischer Stoffreiz allgemach zu versagen begann, und da zog er sich langsam zurück.

Er übersah jedoch die Gegenwirkung. Ihr Mann betrachtete anfänglich die vielen Besuche Immos durchaus harmlos, fand aber eines Tages, daß sich bei Dorothee Anzeichen unbegreiflicher Schwermut kund gaben. Sie neigte grundlos zu rinnenden Tränen, war verstört und nervös — „hysterisch", sagte er sich als Arzt, verordnete indes weder Medikamente noch Gebirgsluft, sondern durchforschte zunächst ihr zitterndes Herz nach der Ursache ihres Leidens — und traf sofort gefühlsmäßig das Richtige. Er fragte sie schlankweg, ob sie vielleicht in den Poeten Immo verliebt sei. Nun folgte der erwartete Weinkrampf, dann das Geständnis. Ja, sie liebe ihn leidenschaftlich und bitte ihren guten Mann, sich in aller Freundschaft von ihr scheiden zu lassen, aus Gründen ihres Rechts auf Selbstbestimmung. Sie könne nicht anders handeln . . .

Natürlich wurde er nunmehr sehr ernst. Er begriff ohne weiteres, daß man mit diesem leicht zu beeinflussenden Herzchen ein lockeres Spiel getrieben hatte, das auf gescheite Art beendet werden mußte, und versuchte zunächst durch ein gewandtes Ausfragen sich über das Verhältnis der beiden klar zu werden. Dorothee sagte die reine Wahrheit: Es sei bei Gott zwischen ihnen noch nicht einmal zu einem Kusse gekommen, aber gerade das sei der tragische Konflikt. Anerzogenes Empfinden werde zur Hemmung tieferer Gefühle, jetzt aber müßten zwischen ihm und ihr alle Schranken fallen, weil sie Eins seien in ihrer Liebe. „Hat er dir das gesagt?" fragte der Doktor. — „Es bedarf keiner Worte", antwortete sie mit sanftem Lächeln.

Er schaute ihr mit seinem Arztblick scharf in die Taubenaugen. „Gut", erklärte er, „du hast ja noch Zeit zur Überlegung. Ich habe dich sehr lieb, aber eher sterbe ich, ehe ich dein Glück vernichte. Du bist mir mehr wert, als ich mich wert dünke . . ." Er ging und kehrte erst spät am Abend wieder heim. Sie hörte ihn, schlaflos von ihrem Bett aus; hörte sein Kommen und wie er in sein Sprechzimmer ging. Eine gewaltige Unruhe packte sie. Sie schlich ihm nach, öffnete leise seine Tür und sah, daß er aus einem Wandschränkchen ein Fläschchen nahm und einige Tropfen mit einer wasserhellen Flüssigkeit im Glase mischte. Jähes Entsetzen stieg in ihr auf. Sie stürzte ihm entgegen. „Um Himmelswillen, Herbert", schrie sie, „du willst dich vergiften?" Es zuckte über sein Gesicht in raschem, unverständlichem Spiel der Muskeln. Schweigend goß er auch noch den Rest der Flasche in das Glas und hob es an seine Lippen. Da jagte ein Schrei durch ihr Herz. Im Augenblick fühlte sie sich auf das Innigste verbunden mit dem Manne, dem ihre erste Liebe gehört hatte. Sie riß ihm das Glas aus der Hand. „Erst ich, dann du!" schrie sie und trank in langen Schlucken, ohne abzusetzen, bis zum Grunde. Das Glas zerklirrte am Boden. „Herbert, verzeihst du mir?" flüsterte sie. Ihr Blick irrlichterte umher und wurde dunkel. Sie brach in seinen Armen zusammen . . .

Ein Geräusch weckte sie. Zunächst wagte sie nur ein wenig unter den Wimpern hervorzulugen, dann jagte der Gedankenblitz durch ihr Hirn, daß sie ja tot sei, und erschreckt schloß sie wieder die Augen. Aber die Gedanken arbeiteten weiter, ein durchaus lebendiges Bewußtsein setzte ein. Sie fuhr in die Höhe und schaute voll krasser Verwunderung um sich. Das zarte Licht des neuen Tages füllte silbergrau das wohlbekannte eheliche Schlafgemach, sie selbst lag im Bett, und alles war still und friedlich wie sonst, bis auf ein unangenehmes, obwohl ihr nicht fremdes sägendes Geräusch. Das aber kam aus dem Nachbarbett, in dem schlummerte ihr Mann und schnarchte, das war ihm nicht abzugewöhnen. Nun wurde Dorothee wütend, und kraft ihres Selbstrechts beugte sie sich zu ihm hinüber und hielt ihm mit Daumen und Zeigefinger die Nase zu. Infolge dieses erprobten Mittels hörte er sofort zu schnarchen auf und öffnete die Augen.

„Guten Morgen, liebes Kind", sagte er freundlich, „gut geschlafen?" — „Warum bin ich noch nicht tot, Herbert?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Und du lebst ja auch noch: Wir haben uns doch gestern abend vergiftet!" Da lachte er, grausam und heiter, und antwortete: „I bewahre, so eilig hatte ich es nicht. Ich kam von einer etwas erregten Unterhaltung und wollte zur Beruhigung ein unschuldiges Schlafmittel nehmen. Du hast es mir weggetrunken, alles auf einmal, und dann kam bei dir das Suggestionsgefühl des Todes — du klapptest um, und ich habe dich in dein Bett gebracht . . ." Sie starrte ihn an, schweratmend, schlimmer Ahnung voll. „Du warst bei Immo?" hub sie wieder an. „Sag' mir die Wahrheit!" . . . Er nickte lächelnd. „Natürlich bin ich spornstreichs zu ihm gegangen", entgegnete er. „Der bekam einen gehörigen Schreck, als ich ihm deinen seine Hände und sagte zärtlich: „Ei nein, kleine liebe dumme noch zu warten, weil er für längere Zeit verreisen muß..." Sie war sprachlos, dann begann sie leise zu weinen. „Das ist eine Gemeinheit", schluchzte sie, „ihr habt mich beide betrogen! . . ." Da nahm er ihren hübschen dunkeln Kopf in seine Händeund sagte zärtlich: „Ei nein, kleine liebe dumme Dorothee. Das liegt nur in deiner Einbildung. Und die Phantasie deines Poeten kam dir entgegen. Er sah in dir ein reizendes Objekt für eine neue Novelle, aber er merkte bald, daß du dich für den gesuchten tragischen Konflikt nicht eignest. Dichterrecht im Umkreis der Selbstbestimmung. Mein geliebtes Frauchen, Gegenstand für eine tragische Dichtung wirst du nie werden, höchstens für ein heiteres Romankapitel, in dem schon ein Kuß zu frohem Ende führen kann . . ." Er küßte sie, wohin er gerade traf, und sie ließ es still geschehen und schämte sich in Grund und Boden . . .



Bunte Chronik



* **Ein historisches Gefängnis wird exportiert.** Die Einwohner der kleinen englischen Stadt Linyfield in Surrey befinden sich in großer Aufregung. Die Ursache ist, daß das berühmte Wahrzeichen der Stadt, ein 400 Jahre alter Gefängnisturm, von einem amerikanischen Milliardär gekauft worden ist und nach Amerika abtransportiert werden soll! Das Gefängnis stammt aus dem Jahre 1500 und dient seit Menschengedenken als einzige Touristenattraktion in dem sonst wenig bemerkenswerten Städtchen. Sagen, die mit diesem historischen Gebäude verknüpft sind, könnten Bände ausfüllen. Die feuchten und dunklen Räume des Turmes sind in der Tat mehr als einmal der Schauplatz blutiger Tragödien gewesen, wovon vergilbte Blätter im Archiv der Stadt Kunde geben. Noch vor kurzem wurden in dem mittelalterlichen Gefängnisse Strafgefangene interniert. Jetzt ist im Städtchen ein modernes Gefängnis errichtet worden, so daß der Turm leer steht. Vor einem Jahre geschah es, daß ein amerikanischer Dollarkönig sich auf einer Reise in Surrey befand und Linyfield aufsuchte, da ihm gesagt wurde, daß dort etwas „Historisches" zu sehen wäre. Der Führer erzählte dem Amerikaner phantastische Geschichten aus der Vergangenheit des uralten Turmes. Der Amerikaner wurde durch diese Erzählungen so beeinflußt, daß er sich sofort entschloß, diese Rarität zu erwerben und auf seinem Landgut in den Vereinigten Staaten aufzubauen. Das Gefängnis wird „abmontiert" und über den Atlantic verschickt. Ein amerikanischer Architekt wird dann den Turm genau in der alten Form erstehen lassen.

Lustige Rundschau



* **Ach so!** „Denke dir, mein Mann kam gestern auf allen Vieren an!" — „Meiner neulich auf sechs Beinen!" — „? ? ?" — — „Zwei Männer brachten ihn!"

*

* **Der Herr im Hause.** Gattin: „Ich frage dich zum letzten Male: Kommst du jetzt unter dem Tisch vor oder nicht?" — Gatte: „Nein, nun gerade nicht! Ich will doch mal sehen, wer Herr im Hause ist!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.